

„Von Herzen – möge es zu Herzen gehen!“

Eine „kurze Einführung“ zu Beethovens *Missa solemnis* kann von vornherein nur einen Versuch darstellen. Man möge also meine folgenden Zeilen im Sinne einer vorsichtigen, persönlichen Annäherung an ein überragendes und zeitloses Kunstwerk sehen, das auch mit noch so vielen Worten nie ausreichend beschrieben werden kann. Beethoven hatte in seinem Leben vieles durchzustehen, seine bereits früh einsetzende und schließlich vollständige Ertaubung war ein besonders schwerwiegender, tragischer Schicksalsschlag. Immer wieder aber gelang es ihm durch enorme Willenskraft, seine Krisen nicht nur zu überstehen, sondern vielmehr gestärkt mit noch intensiverer und noch tiefer gehender schöpferischer Energie daraus hervorzugehen. „Neue Musik“ zu schreiben ließ ihn nach überschatteten Phasen stets ins Leben zurückfinden. Die letzten großen Werke, um die Beethoven in längeren Schaffensprozessen gerungen hatte, waren die 9. Symphonie mit dem Schlusschor „An die Freude“ und die „Missa solemnis“ op. 123. Vier Jahre (1819-1823) dauerte die Arbeit an diesem Werk, das letztlich zu einer der extremsten Vertonungen des Messetextes überhaupt reifen sollte. In den der Komposition vorangegangenen schwierigen Jahren hatte sich Beethoven in besonderer Weise mit Fragen des Glaubens und der Religiosität nicht nur im christlichen Sinne auseinandergesetzt. Auf der Suche nach Gemeinsamkeiten in den „letzten Fragen“ der Menschheit durchforschte er alle Weltreligionen. Das Ergebnis musste wohl eines der komplexesten Werke der Musikkultur werden. Beethovens Gedankenwelt, die alles, was nur ausgesagt werden kann, musikalisch zusammenfügt, formt aus einem rituellen Text dramatisches Geschehen, in dem jedes Wort musikalisch illustriert und interpretiert wird. Im Bewusstsein, dass Glauben an Gott die Grenzen der menschlichen Existenz überschreiten muss, geht Beethoven konsequenterweise auch in seiner Musik kompromisslos in extreme Bereiche der Ausführbarkeit und des Ausdrucks. Drei Gruppierungen greifen gleichwertig in ihrer Bedeutung für den musikalischen Gehalt in dicht verwobenem Satz ineinander: das Orchester, das Solistenquartett und der nahezu immer präsente Chor. Beethoven arbeitet mit allen ihm zur Verfügung stehenden musikalischen Mitteln aus Vergangenheit, Gegenwart, vor allem aber mit seiner eigenen, singulären Kompositionskunst, und lässt daraus eine völlig neue, im wahrsten Sinne des Wortes „unerhörte“ Musik entstehen, die Emotionalität und Intellekt gleichermaßen umfassend beansprucht. Dass Glaube kein einmalig erworbenes Gut sondern eine ständige Herausforderung, eine immer wieder aufs Neue gegen die eigene Unzulänglichkeit zu erkämpfende Hoffnung ist, wird in der „Missa solemnis“ zur bewegenden Erkenntnis. Am unmittelbarsten tritt dies in den Schlussfugen des „Credo“ („Et vitam venturi saeculi“ – „Ich glaube an das Leben in der kommenden Welt“) und im heute wie damals beklemmenden „Agnus Dei“ (mit der „Bitte um inneren und äußeren Frieden“ – „Dona nobis pacem“) zu Tage. Beethovens persönliches Ringen um diese „letzten Dinge“ wird in seiner Musik geradezu physisch erlebbar. Durch diese zutiefst aufrichtige Menschlichkeit erhält die „Missa“ einen universalen Charakter, sie wendet sich an alle Menschen, die auf der Suche sind nach Antworten, die über die menschliche Existenz hinausweisen. Auf diese Weise lassen sich in dieser elementaren Musik Trost und Heimat für die finden, die gerade im Erleben ihrer eigenen Begrenztheit das Ewige erahnen und darauf hoffen wollen. In diesem eindringlichen, endgültigen Sinne sollen wohl auch die Worte verstanden werden, die Beethoven dem Werk vorangestellt hat:

„Von Herzen – möge es zu Herzen gehen!“

Wieland Hofmann